

Zeitschrift: Mitteilungsheft / Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Herausgeber: Heimatkundliche Vereinigung Furttal
Band: 31 (2002)

Artikel: Der Otelfinger Schreiner Jacob Schlatter : Autobiografie eines bewegten und erfüllten Lebens (1853-1935)
Autor: Schlatter, Jacob
Kapitel: Ein eigenes Geschäft
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1036691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein eigenes Geschäft

Nun war ich wieder daheim. Wie froh ich war kann man sich denken. Daheim, welch schönes Wort, und was alles darin enthalten ist! Es ist kein Wunder, wenn einen das Heimweh plagt, wenn man von der Heimat entfernt ist. Der Gedanke an die Heimat, wo man das Liebste hat, was man auf Erden besitzt, macht das Heimweh. Man wird häufig von den Menschen darob ausgelacht, aber nur von denen, die es noch nicht haben erfahren müssen, was es heisst: Heimat über alles, über alles auf der Welt. Ich habe es erfahren und habe Mitleid mit allen, die es erfahren müssen.

Ich konnte nun noch einige Zeit bei meinem Bruder wohnen, bis ich mit meinem Vorgänger Rudolf Duttweiler betreff Übernahme seines Geschäftes im Reinen war. Ich kaufte ihm das komplette Werkzeug mit dem ganzen Lattenvorrat um 1000 Franken ab und bezog seine bisher innegehabte Werkstatt bei Tierarzt Schlatter im Hause der Gebrüder Surber im Unterdorf. Der Zins war im Jahr 52 Franken oder 1 Franken pro Woche. Ich musste meinem Vorgänger noch verschiedene Arbeiten fertig machen helfen, und ich konnte am 15. April 1878 mit meinem eigenen Geschäft anfangen. Arbeit war genug vorhanden. Der Anfang war nur klein, aber er war meinen Verhältnissen angepasst, und ich musste mich nach meinem Gelde richten. Aller Anfang ist schwer, aber nur dann, wenn man zu hoch hinaus will und man nicht mit dem wenigen zufrieden ist, das man hat, sondern immer das will, das man nicht haben kann.



Haus Surber, Landstrasse, Otelfingen (1968 abgebrochen), 1878 die 1. Schreinerei von J. Schlatter
Aufnahme 1961

Da mir der Weg von der Werkstatt bis in den Sonnenrain mit der Zeit zu beschwerlich und zeitraubend war, so war ich genötigt, mir eine kleine Wohnung in der Nähe derselben zu suchen. Ich fand eine solche bei Jacob Bopp, Posthalter. Ich hatte ein grosses Schlafzimmer, das uns als Stube und Schlafzimmer dienen musste. Im Gang hatten wir einen kleinen Platz mit einem Petrolherd. Ich hatte bei meinem Auskauf noch ein 1 ½-schläfiges Bett bekommen, und das war alles, was wir jetzt besaßen. Und doch waren wir sehr froh darüber. Ein älteres, kleines Kinderbett bekamen wir noch von daheim, und so konnten wir uns für den Anfang schon behelfen. Aber noch kein Tisch, kein Sessel, kein Kasten war da, für die Küche kein Besteck, weder Schüsseln noch Teller usw., das mussten wir alles zuerst anschaffen. Aber wir waren zufrieden mit dem und freuten uns bei dem Wenigen. Die notwendigen Möbel konnte ich ja selber machen, ohne die bestellte Arbeit zu hemmen, denn ich arbeitete alle Tage einige Stunden länger (so lange es Tag war), manchmal waren es 18 Stunden im Tag. Wir kamen so ganz unversehens zu einem kleinen Hausrat, wie wir ihn brauchten. Meine Frau war im Jahr vorher Arbeitslehrerin an der hiesigen Schule geworden, und alle Wochen musste sie zwei halbe Tage Arbeitsschule halten. Die Entsöldung war 200 Franken im Jahr. Wenn sie Schule hatte, nahm ich den Kleinen mit mir in die Werkstatt, wo er immer etwas zum Spielen fand. So ging die Zeit dahin. Wir beide hatten Arbeit genug, die war unsere Freude, und dann freuten wir uns wieder, wenn wir etwas verdient hatten und immer etwas vorwärts kamen. Ich und Rudolf Bräm arbeiteten viel miteinander, wenn eine grössere Arbeit zu machen war. Besonders viele Aussteuern waren damals zu machen. Es gab noch keine Aussteuergeschäfte und Möbelfabriken mit Maschinen, es musste alles von Hand gemacht werden, was natürlicherweise mühsamer war und mehr Zeit in Anspruch nahm. Nicht dass die Handarbeit besser und solider wäre als die heutige Maschinenarbeit, ich glaube eher das Gegenteil. Maschinen arbeiten immer exakter und gleichmässiger als Handarbeit, aber man wusste damals nichts anderes. Ich hatte noch keine Ahnung, dass mir einmal das Glück beschieden wäre mit eigenen Maschinen zu arbeiten und die Schreinerei im Grossen zu betreiben. Das Schicksal des Menschen vorausszusehen, das vermag eben niemand, und es wäre auch nicht nötig. Vorherhand arbeitete ich noch nach der alten Mode von Hand und war damit zufrieden. So ging das Jahr herum, das für uns ein rechtes Anfangsjahr war. Ein Jahr der Freude und des Glücks, oder ist es nicht eine Freude, wenn man am Ende des Jahres zurückblicken kann auf den Anfang einer Existenz, die über alles Erwarteten einen so guten Abschluss gefunden hat?

Am 28. Januar 1879 wurde uns wieder ein Sohn geboren. Er wurde in der hiesigen Kirche getauft und erhielt den Namen Adolf. Seine Taufpaten waren Adolf Schibli, Kaspars (wir waren Geschwisterkinder), und er war auch bei der Musikgesellschaft wie ich. Die Gotte war Anna Meier, Schlossers, von Otelfingen, eine Berufskollegin meiner Frau. Nun musste wieder tüchtig gearbeitet werden, denn unser Haushalt bestand schon aus 4 Personen, und die

Auslagen wurden schon grösser. Ich hatte immer genügend Arbeit und Verdienst, und wir waren genügsam und machten keine grossen Ansprüche an das Leben. Den Sommer über gab es keine grossen Veränderungen in unserem Haushalt. Wir gingen hinüber zu Fuss nach Schöfflisdorf zu unseren Eltern auf Besuch, was ihnen und uns Freude machte. Sonst machten wir keine Reisen, höchstens einige Male nach Baden und nur selten nach Zürich.

Im Herbst ereignete sich etwas, das für unser künftiges Leben von grosser Bedeutung war. Unser Hausmeister, Posthalter Bopp, erzählte mir eines Tages, er habe das Grundstück, auf dem früher das abgebrannte Haus gestanden, im Handel. Der Wirt Jean Hauser wolle es ihm abkaufen, aber dieser wolle ihm nur 1 800 Franken geben, und er gebe es nicht um diesen Betrag. Da kam mir der Gedanke, wie wäre es, wenn ich das Grundstück kaufen könnte. Dann hätte ich doch einen Platz, auf dem man später ein Haus bauen könnte. Schulden hatte ich noch keine, da wäre es vielleicht möglich, so viel aufzubringen. Ich besprach die Angelegenheit mit meiner Frau, und wir wurden einig, das Grundstück zu erwerben, wenn es irgend möglich sei. Auf die Anfrage, ob er willens wäre, das Land mir zu verkaufen, sagte der Eigentümer desselben, wenn ich es wolle, so gebe er es mir lieber als dem Hauser, der es ihm doch abdrücken wolle. Am Abend ging ich hin und habe es beim Mondschein ausgemessen, ohne dass jemand etwas merkte. Ich rechnete und fand es wäre ein vorteilhaftes Geschäft für mich. Eines Morgens, es war an einem Sonntag, sagte ich ihm, dass ich willens wäre, mit ihm betreff des Grundstückes zu unterhandeln, ich werde am Vormittag bei ihm erscheinen. Er war damit zufrieden, und um 3 Uhr war der Handel perfekt. Ich hatte das Grundstück um die Summe von 2 250 Franken an mich gebracht. Der Quadratfuss [ca. 0,1 m²] kam etwa auf 16 Rappen zu stehen. Es war immerhin ein bescheidener Preis für ein so grosses Stück Bauland, mitten im Dorf und an zwei Strassen gelegen und noch dazu ganz eben, ein Stück Baumgarten und das andere Ackerland. In 3 Tagen wurde die Sache in der Notariatskanzlei Dielsdorf gefertigt, und nachdem ich meinen Verpflichtungen nach gekommen war, war ich auf einmal Gutsbesitzer geworden. Das gab nun viel zu reden im Dorf herum, besonders beim Wirt Hauser, der schon prophezeite, ich könne die Summe nicht bezahlen, und dann werde ich betriebe, und er könne es dann billiger kaufen. Aber er ist vorher gestorben, ehe es dazu gekommen ist. Nun hatten wir doch etwas Land für Kartoffeln und Gemüse, auch gab es Birnen, Äpfel und Zwetschgen.

Nach Neujahr 1880 wurde im Schulhaus die Lehrerwohnung frei, und wir bewarben uns darum und haben dieselbe dann erhalten. Es war eine schöne Wohnung, 1 Stube, 3 Schlafzimmer, Küche und 1 Zimmer daneben, einen schönen Keller und grosse Winde und ein grosser Garten. Das alles für den billigen Zins von 125 Franken pro Jahr. Da wir den Platz nicht brauchten, so wurde uns erlaubt, noch jemand zu uns zu nehmen. Wir fanden einen Mieter, der uns passte, in der Person des Jakob Meier von Buchs, der auf der Station Otelfingen

als Bahnwärter angestellt war und eine Frau und ein Kind hatte. Diese 3 Personen hatten noch genügend Platz bei uns. Tagsüber war er ja abwesend und ich in der Werkstatt. Nun wohnten wir billig, Meier zahlte 75 Franken, und somit hatten wir nur noch 50 Franken Hauszins zu bezahlen. Meine Frau hatte jetzt nicht mehr weit in die Arbeitsschule, was ihr auch sehr angenehm war. Sie hatte auch immer eine Lehrtochter, und das half ihr auch viel nach. Im Jahr 1876 hatte sie die erste, und dann alle 3 Jahre, wenn die Lehrzeit vorüber war, kam wieder eine andere, es waren im ganzen ihrer fünf gewesen.

Am 9. Mai 1880 wurde uns wieder ein Sohn geboren, ihm gaben wir den Namen Alfred. Als Taufpaten waren anwesend der Götti Jakob Schlatter, mein früherer Schulkamerad aus der obern Mühle und die Gotte Frau Barbara Surber, geb. Schibli. Jetzt waren wir schon 5 Personen. Ich hatte Arbeit genug und verdiente noch manchen Franken mit Musizieren. Ein wenig umständlich war es mir, dass die Werkstatt so weit von der Wohnung weg war, besonders im Winter. Dem musste ich abhelfen. Ich fand auch bald ein geeignetes Lokal bei Salomon Meier, Schuster, das auch schon früher eine Schreinerwerkstatt gewesen war. Ich renovierte dieselbe und stellte sie wieder in Stand und war dafür ein Jahr zinsfrei. Es war im Winter 1880 als ich die neue Werkstatt bezog. Den ganzen Tag und die ganze Nacht schneite und stürmte es schauderhaft, und am Morgen lag sogar Schnee, und der Sturmwind jagte denselben zu grossen Haufen, so dass in Buchs ein Eisenbahnzug gänzlich im Schnee begraben wurde, und auf unserer Station stand den ganzen Tag ein Zug, der nicht mehr fort konnte. Denselben Tag jagte der Schneesturm eine Scheune über den Haufen, dieselbe stand am Aabach bei der sogenannten Hütlimühle. Diese musste bei der Furttalkorrektion in den Achzigerjahren ihren Betrieb einstellen, weil das damalige Bachbett kanalisiert und tiefer gelegt wurde. Nach einigen Jahren wurde dieselbe durch eine Feuersbrunst zerstört. Grosse Veränderungen brachte dieses Jahr nicht, ich hatte in der Werkstatt zu tun. Meine Frau hatte jetzt zwei Lehtöchter und Arbeit übergenug. Die Haushaltung gab viel zu tun, dann die Buben, die Arbeitsschule und der Garten, das alles musste gemacht werden. Nach Feierabend gab es dann immer noch etwas für mich zu schaffen, entweder im Haus oder auf unserem Grundstück. Ich kaufte noch ein kleineres Stück Reben im Rain für 100 Franken, da hatten wir doch im Herbst eigene Trauben und noch etwas Wein.

In diesem Jahr musste ich einen Truppenzusammenzug mitmachen, der 18 Tage dauerte und sich in der Gegend zwischen Winterthur und Andelfingen abspielte. Ich war von Anfang bis zum Ende in der Küche, und im Manöver, das 4 bis 5 Tage dauerte, war ich Offizierskoch. Mit der Mannschaft musste ich nie ausrücken, ausser im Manöver waren wir in der neuen Kaserne in Winterthur einlogiert und kochten in der Militärküche an der Eulach. Wir waren ganz selbständig. Wenn die Mannschaft zum Exerzieren ausgerückt war, so war bis zum Essen kein Offizier mehr zu sehen. Wir hatten aber auch keine Zeit zum

Faulenzen, denn bis 11 Uhr musste das Essen für die Mannschaft parat sein. Ich musste das Fleisch sieden und die Suppe parat machen, dann die Portionen schneiden, was viel Übung erforderte, damit jeder ein gleichgrosses Stück bekam und ich für 100 Mann Fleisch genug hatte und eher noch etwas übrig blieb als zu wenig. Dann war meine Arbeit getan. Zum Abwaschen, die Küche rein machen und Holz sägen und spalten waren andere da. Um halb 1 Uhr war alles fix und fertig, und wir hatten Ausgang und konnten gehen wohin wir wollten bis abends halb 5 Uhr, denn um 6 Uhr musste die Abendsuppe fertig sein. Nachher konnten wir ausgehen bis 9 Uhr. Um diese Zeit kam der Milchmann, und wenn die Milch versorgt war gab es im Schlafsaal noch eine Vorstellung oder ein Tierumzug oder eine Predigt bis der Major erschien und Ruhe gebot. Manchmal hatte er auch Freude an dem lustigen Treiben, und manchmal schaute er sogar noch eine Zeitlang zu. Es war früher beim Militär nicht so engherzig wie jetzt. Die Soldaten wurden human behandelt, und die Offiziere meinten nicht wunder was sie seien, sie waren nicht überspannt und so dummstolz wie heutzutage. Im Manöver mussten wir mit der Feldküche ausrücken, das war nicht so einfach wie heute. Für jede Kompanie waren 6 Feldkessel von Blech, die wurden an einer Stange über dem Feuer aufgehängt und Suppe und Fleisch darin gekocht, was nicht immer ohne Unfall abging. Abends wurde dann nicht abgekocht, dafür konnte die Mannschaft alle Morgen $\frac{1}{2}$ Liter Wein und 1 Portion Käse oder eine Wurst fassen. Am letzten Tag ging es immer



Küchenmannschaft Landwehrbataillon 67, im September 1886

J. Schlatter links vorne sitzend



Vor dem Rohbau der Schreinerei
Aufnahme 1882

fidel zu, da musste noch alles abgegeben werden. Der Sold wurde ausbezahlt und die Dienstbüchlein gefasst usw. Am Abend wurde noch bis 10 Uhr gesungen und auch etwa noch Bier eingeschmuggelt. Am Morgen bis um 10 Uhr musste alles erledigt sein, dann wurde eingestanden, die Musik spielte einige Stücke. Achtung wurde kommandiert, und dann hielt der Oberst oder der Major eine kurze Ansprache und dankte der Mannschaft für ihr gutes Verhalten und sagte auf Wiedersehen, das nächste Mal. Dann ertönte ein 3-maliges Hoch, und die Musik spielte: Rufst du mein Vaterland. Dann war Schluss, und alles ging auseinander. Die meisten zogen dem Bahnhof zu, um mit dem nächsten Zuge der Heimat zuzufahren. Nun wurde wieder gearbeitet nach diesen 3 wöchentlichen Ferien. Jetzt gab es nicht mehr alle Tage Rindfleisch und gute Suppe, aber ich war doch wieder daheim und hatte ein regelmässiges Leben.

Meine Frau hatte damals eine Lehrtochter von Dällikon, sie hiess Elisa Handel, ihr Vater war Webermeister in der Strafanstalt in Zürich. Im Sommer 1882 hatte ich im Sinne, auf meinem Grundstück vis-à-vis der Wirtschaft von Küfer Hauser eine Werkstatt zu bauen, da diejenige bei Salomon Meier zu klein war.

Ich hatte schon im Winter Bauholz gekauft und dasselbe behauen lassen. Es sollte eine geräumige Werkstatt und im obern Stock Platz für Laden [Holzbretter] haben. Das Geld wurde mir von Schlatter, alt Gemeindeammann versprochen, und der Plan war auch schon gemacht und der Bau an Maurer Vonrüti und Zimmermann Knecht in Otelfingen vergeben. Holz und Steine lieferte ich selbst. Ich hatte von der Gemeinde Oetlikon eine grossen Haufen Bausteine gekauft, die mussten nur noch auf den Platz geführt werden. Was meint ihr, was ich nun machte? Ich redete mit dem Gemeinderat darüber, und er gab mir den Rat es an der Gemeindeversammlung vorzubringen, ob mir die Bürger mit ihrem Fuhrwerk die Steine unentgeltlich zuführen würden. Ich machte das, und ich hatte die Freude, zu erfahren, dass mir die Leute alle gut gesinnt waren, denn meinem Gesuch wurde einstimmig entsprochen. An einem bestimmten Tag waren 15 Wagen auf dem Weg und die, welche kein Fuhrwerk stellen konnten, schickten einen Mann zum Auf- und Abladen. Am Abend waren die Steine auf dem Bauplatz und kostete mich nur 1 Tanse voll Most und einige Brote, was damals höchstens 8 bis 9 Franken kostete. Alle Abende arbeitete ich nach Feierabend noch bis 10 oder 11 Uhr auf dem Platz. Ich grub das Fundament aus und machte alles parat. Dann kamen die Maurer, und ich trug Pflaster und Steine herbei. Der Zimmermann hatte inzwischen den Abbund gemacht.